

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Carl Bolle: Veneta III.

erhalten. Am Südostturm sind die Ausübungen der Staatsgewalt personifiziert, Versinnbildlichungen der Wehrkraft zu Wasser und zu Lande, der Rechtspflege und der Staatskunst durch die Bildhauer Maison in München und Volz in Karlsruhe. Dem Nordostturm wurden die ethischen Elemente der Volksbildung, Unterricht und Erziehung (von Schierholz in Frankfurt a. M.) Kunst und Litteratur (von Behrens in Breslau) zugeteilt. Am Nordostturm befindet sich Handel und Industrie, und zwar die Grossindustrie und der Handel (Schiffahrt) von der Hand Eberleins in Berlin, die Elektrotechnik, die Klein- und Hausindustrie von Eberle in München modelliert. Der Südwestturm endlich zeigt Verkörperungen der Gewerbe und der Volksernährung, den Ackerbau und die Viehzucht von Lessing in Berlin und die Bierbrauerei und den Weinbau von Diez in Dresden. Die Figuren sind an drei Türmen paarweis teils Männer-, teils Frauengestalten, nur am Südwestturm befindet sich zwischen drei Männern nur eine weibliche Gestalt, der Weinbau. An den Sockeln der Turmaufbauten sind die Namen der zur Zeit der Gründung des Reiches regierenden deutschen Fürsten eingemeisselt. Hoch oben aber über dem ganzen Gebäude funkelt die goldene Walmkuppel mit der Krone. Zum Schluss sei darauf aufmerksam gemacht, dass das neue Reichstagsgebäude in der Nähe betrachtet, gleich anderen Monumentalgebäuden (z. B. der Peterskirche in Rom) keineswegs den von ihm erwarteten Eindruck der Grossartigkeit macht. Wie gewaltig der stolze Bau ist, sieht man erst von der Höhe des Kreuzberges, von wo aus betrachtet das neue Reichshaus die übrige Hauptstadt bergartig überragt.

So steht es nun fertig da. In seiner Echtheit und Gediegenheit ein würdiges Repräsentationsstück für den schlichten Sinn unseres Volkes, in seiner methodischen Durchbildung sicher ein künstlerisches Vorbild für lange Zeit. Gott gebe, dass von ihm nur Heil und Segen für unser Vaterland ausgeht.

### Veneta III.

Von  
Carl Bolle.

#### Maria na pencu.

(1882.)

Glückselig die Haide  
Drin Vogelruf schallt.  
Dem Specht und der Wildtaub'  
Gehöret der Wald.

Dort reget die Eidechs'  
Sich schuppig im Moos;

Es blinzelt der Waldkauz  
Aus Augen so gross.

Der Holzhäher schreckt  
Mit plötzlichem Schrei;  
Bunt fliegt er und schimmernd  
Am Wandrer vorbei.

Ganz hinten im Dickicht  
Ist's schaurig und still,  
Und Mut muss er haben,  
Der dort weilen will.

Zwar Wölfe vertrieb längst  
Des Feuerrohrs Blitz;  
Die Waldgeister haben  
Behauptet den Sitz;

Verwirren den Menschen  
Noch heutigen Tags,  
Da wo statt des Bären  
Kaum haust noch der Dachs.

Maria na pencu,  
Du bist nicht die schlimmst'.  
Auf moderndem Baumstrunk  
Den Sitz du einnimmst.

Wer freveit am Walde,  
Mit Recht strafst du den.  
Wardst ja, ihn zu hüten  
Seit lang' ausersehn.

Nach Beeren und Pilzen  
Das suchende Kind  
Braucht nie dich zu fürchten,  
Bist freundlich gesinnt.

Es darf, da wo seltsam  
Hockt Frauengebilde,  
Sich mü'h'n, dass sein Körbchen  
Mit Erdbeer'n sich füllt;

Denn mitleid'ger spendet  
Des Wald's duft'ge Schätz',  
Maria na pencu,  
Als manch neu Gesetz.

### Der Wichar.

Am Giebel des Schlosses Tegel  
Da sind vier Winde zu sehn;  
Am Turm, nach ihnen benennet,  
Dieselb'gen auch zu Athen,

Ein Jeglicher kann dort schauen  
Pausbäckig den Boreas,  
Den Zephyr auch, vor dem ostwärts  
Sie neigen der Baum und das Gras.

Die anderen Lufthaucher alle,  
Sei'n lau sie nun oder kalt,  
Die auf den Wassern die Welle  
Aufwühlen mit Sturmgewalt.

Nur einer blieb ausgelassen,  
Bekannt jedem Spreewaldkind.  
Das ist der Wichar wütend,  
Der wirbelnde Wendenwind.

Sie sagen, dass in ihm lebe  
Ein Geist, waltend unsichtbar;  
Sie lehren, wie man erschauen  
Leibhaftig kann den Wichar.

Bläst er, so wirf ab das Hemde,  
Blick' nach ihm durch den Ärmel hohl;  
In Tiergestalt oder als Menschen  
Erkennest du dann ihn wohl.

Schlag' niemals nach ihm mit Stangen  
Wenn Heu verwirrt er dir hat.  
Trifft er dich stehend im Kahne,  
So werfe nieder dich platt;

Dann wird er deiner verschonen. —  
Gar schlimm ist vor ihm der Schreck.  
Dagegen hilft Räuchern, Waschen,  
Mit dem, was er selbst trug weg.

Wenn von Mittag her oder Abend  
Ergeht solchen Windes Braus,  
Tropft in drei oder neun Tagen  
Die Wolke den Regen aus.

Der Mitternachtswichar trocken  
Und kalt ist der immerdar;  
Die Obstblüte und der Roggen  
Sind ein ihn fürchtendes Paar.

Hast du mit Messern geworfen  
Dem Querwind nach mal im Zorn,  
So kommt wohl ein klein grau Männlein,  
Zeigt dir eine Stirnwund' vorn,

Zeigt dir sie voll Blut geronnen,  
Hebt warnend den Finger hoch:  
Thu's nicht zum zweitenmal wieder,  
Sonst fühlst die Rache du doch!

## Das Gesundheitswasser.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar  
Trägt heut ihr bestes Kleid;  
Heut hat sie viel zu schaffen,  
Es kommen viel kranke Leut'.

H. Heine.

Wegen deiner, o mein Liebchen,  
Weil so bleich ward deine Wang',  
Weil so trübe blickt dein Auge,  
Weil du schleichst so matt und krank,

Will ich hingehn, dir zu bringen,  
Was vielleicht heilt dein Gebrest,  
Dich auf's Neue lustig schauen,  
Wieder fröhlich singen lässt.

Fragten wir nicht bei der Babka  
An, die weise Frau man heisst,  
Weil sie, Zaubersprüche murmelnd,  
Wurzeln aus im Walde reisst?

Zählten wir erspartes Silber  
Nicht dem Schäfer in die Hand,  
Der vielmehr als ein gelehrter  
Arzt auf's Heilen sich verstand?

Schlich die Mutter zum Scharfrichter  
Nicht, den Jeder meiden thut,  
Dass er dir ein Tränklein koche  
Für dein fieberheisses Blut?

Alles dies war ganz vergebens.  
Eins allein noch helfen kann,  
Wo die Menschenkunst versaget,  
Rufe finstre Mächte an.

In den Wassern ruh'n Gewalten,  
Die bisweilen hülfreich sind,  
Naht sich ihnen voll Vertrauen  
Ein gequältes Menschenkind.

Also war der Väter Glaube,  
Zu dem stark und fest ich steh'.  
Darum eilig lass mich wandern  
Weg von hier, zum Koboldsee.

Das Gesundheitswasser schöpf' ich.  
Meinethalben sei nicht bang.  
Furcht kennt nicht, wen Liebessorge  
Sendet auf verwegnen Gang.

Leicht ist's nicht, den Trank zu holen.  
Graulich dort es huscht und schwankt;  
Seltsame Gestalten winken,  
Dem, der glücklich angelangt.

Auf dem Weg schon Wagenrasseln,  
Pfeifen, Rufe schreckensvoll.  
Keiner darf nach rückwärts schauen,  
Wenn Erfolg ihm lohnen soll.

Keiner soll vom Pfade weichen. —  
Was von hinten kommt, vorbei  
Muss man's lassen, unbekümmert,  
Ob erscheine mancherlei.

Und das Wasser, das ersehnte,  
Tropfen wunderkraftbegabt,  
Das zum Waschen dienet heilsam  
Und der Kranken Lippe labt,

Nicht aus breiten Spiegelfluten  
Quillt es. — Nein, ein Schippchen bring'  
Mit dir, in dem Sand am Ufer  
Auszugraben tief ein Spring.

Aus dem fülle dein Gefässe;  
Aber sprich kein christlich Wort.  
Es gehört den alten Göttern  
Noch der einst geweihte Ort.

Ist das Wasser dann geschöpft,  
Eh' mich trägt der Fuss hinweg,  
Etwas, stammend von der Kranken,  
Nieder ich als Opfer leg'.

Leinwand, Löckchen, Gläser, Näpfchen  
Oder ein gebrauchtes Tuch,  
Das um ihren Hals geschlungen  
Die nach Heilung Durst'ge trug.

Viele Spenden bleiben immer  
Liegen am Gesundheitsquell,  
Ähnlich wie sie frommer Glaube  
Aufhängt in Kevlaars Kapell'.

All' dies will ich treu beachten,  
Komme dann was kommen muss,  
Sei's auch der dreibein'ge Hase,  
Kugelfest vor jedem Schuss.

Wegen deiner, o mein Liebchen,  
Grab' ich tief in feuchten Sand,  
Hole das Gesundheitswasser,  
Halte selbst dem Teufel Stand.

### Der Aufhocker.

Abends springt es, wenn der Fuss  
Schreitet durch des Waldes Leere,  
Auf den Nacken dir urplötzlich,  
An sich klammernd voller Schwere,

Dass der Athem fast versagt  
Und du stöhnend trägst die Lasten,  
Als ob starke Geisterarme  
Deine bange Brust umfassten,

Pressend sie und ganz mit Graus  
Füllend die entsetzte Seele,  
Wohl bewusst sich, dass ein Dämon  
Ihrer spotte und sie quäle.

Namen führet solcher Spuk,  
Heisst von altersher Aufhocker.

Vor der Thür des eignen Hauses,  
Selten früher lässt er locker.

Zeigt sich an verwünschtem Ort  
Haftend zu der Menschen Leide.  
Mir persönlich ward gewiesen  
Derart'ges in Spadow's Haide.

Mannigfach ist die Gestalt:  
Schwarze Männlein, Kälber, Hunde;  
Meist jedoch erscheint's unsichtbar  
In der späten Dämmerstunde,

Gleich dem allgemeinen Leid  
Schwerer Sorge, die entzweiet  
Viele mit dem Glück des Lebens,  
Bis der Tod von ihr befreiet.

### Ein Streich Pumput's.

Von Farn umgürtet und Moosen  
Zeigt sich manch gewundner Stamm.  
Ein Glaser im tiefen Walde  
Einst wandernd geschritten kam;

War müd' und wollte sich setzen  
Auf das was ihm Baum erschien;  
Da sah er zu seinem Entsetzen  
Sich's regen und rollen im Grün,

Das Holz ward zur Riesenschlange,  
Die hat sich emporgebäumt;  
Sie zeigte ihm ihre Zähne  
Und ihren Rachen, der schäumt.

Der Glaser ist umgekippet,  
Zerbrechliche Waar' er trug,  
Die klirrend borst auseinander,  
Nun lag als Scherben im Luch.

Es sagen Einige, unter  
Dem buntgesprenkelten Fell  
Der Schlange verborgen gewesen  
Sei Pumput, der Müllergesell,

Der zaubern konnte und hexen,  
Verwandeln sich jederzeit.  
War mit dem Glaser gewesen  
Vorher am Schänktisch im Streit.

### Gibañe.

Mehl und Butter, Honig, Eier  
Mengt zum Kuchen holde Feier.  
Nie in Öfen, noch auf Heerden  
Flackert lustiger die Glut,  
Als sie dies am Abend thut  
Ehe es will Festtag werden.

Wo den süssen Teig sie kneten,  
Helle Feuer Wangen röten,  
Ist Gibañe gern gesehen,  
Die, ein Weiblein klein und weiss  
Trägt davon des Backens Preis,  
Kommt, der Wirthin beizustehen.

Stammt noch von den kleinen Leuten;  
Wird bemerkt zumeist in Leuthen.  
Sonst auch sieht man sie erscheinen  
Mehlbestäubt, in hellem Leinen,  
Wo das Wend'sche unvergessen,  
Und sie gerne Kuchen essen.

Kollatsch, Mohnstriezel und Stollen  
Leicht ihr durch die Finger rollen.  
Zeigt sich fröhlich die Alraune,  
So gerät der Kuchen gut;  
Nimmermehr, wenn ihr das Blut  
Trübt etwelche üble Laune.

## Kleine Mitteilungen.

### Vermost (vermoost).

Auf Seite 145 und 146 hat Herr Handtmann noch einmal seine Ansichten über das Wort „vermoost“ geäußert.

Zuvörderst bemerke ich allgemein, dass ich das Wort Moabit überhaupt nicht in den Kreis meiner Betrachtung gezogen habe. Im Übrigen wiederhole ich (wie schon Seite 94 dargelegt), dass das Wort vermost oder famos, soweit ich es kennen gelernt habe, in Volkskreisen und namentlich in ländlichen, von famos herkommt, im Gegensatz zur Ansicht des Herrn H., nach dessen Vermutung es von Moos herkommen soll. Solche Fremdwörter, wie ich S. 94 bemerkte, sind vielfach in das Volk eingedrungen, selbst in ganz ländliche Kreise, so, um nur eins noch hervorzuheben, das volkstümliche Wort *siemulieren*, *simmelieren*, herrührend vom lateinischen *simulare*, das beim Landvolk bedeutet: für sich überlegen, nachdenken, dichten (letzteres eben im volkstümlich-deutschen Sinne). Sogar *sümonieren* habe ich neuerdings dafür gehört. Herr H. bemerkt irrtümlich (S. 146), dass ich geschrieben hätte, „von gebildeten Herren . . . verfele ab und zu einer derselben auf den Umtausch in „vermoost““. Das habe ich nicht geschrieben, sondern das Gegenteil, nämlich, dass Gebildete famos sagen, das Volk aber vermost (S. 94). Seite 146 äussert Herr H.: „Unsereiner, in der Dorfschule herangewachsen . . ., denkt und spricht eben in den Nüancen dieser Volksklasse ein Deutsch, insbesondere ein lokal bestimmtes Plattdeutsch, welches auch mit dem grössten Fleiss kein „Gebildeter“ sich anzunehmen vermag“. Ich muss annehmen, dass Herr H., in Hinsicht auf vermost, auch mich diesen Gebildeten zugezählt wissen will. Herr H. irrt auch hier. Ich habe ausdrücklich (S. 94) erklärt: „Mir ist bekannt seit meiner Kindheit“ u. s. w. Noch in diesem Jahr hatte ich, wie beiläufig bemerkt sei, hinreichend Gelegenheit, gerade in dem Kreise Teltow (S. 146) vermost in dem von mir gekennzeichneten Sinne vorzufinden.

Was die, in Hinsicht auf die vorliegende Frage, von Herrn H. als „dumm“ bezeichneten „Kluge“ und „andere „richtige Berliner““ betrifft, so handelt es sich im letzteren Fall (fermoost, famos, schön) um das geschätzte Sammelwerk „Der richtige Berliner“, dessen Verfasser — wenn ich mich recht entsinne — im Buche selbst nicht genannt ist. Was „Kluge“ anbetrifft, so handelt es sich um ein hochwissenschaftliches Werk, nämlich das etymologische Wörterbuch von Kluge (Strassburg. 1894). Ich habe auf S. 94 geschrieben: „Nach Kluge trat famos um das Jahr 1700 auf, damals, wie er

angiebt, im Sinne von „anrühlich, übel beschrien, ehrlos,“ mit der französischen Nebenform *fameux*.“ Herr H. irrt auch hier. Denn der Herr Verfasser hat das Wort „vermoost“ überhaupt nicht erwähnt, wie ersichtlich ist aus den von mir nach ihm angegebenen Worten.

Trotzdem äussert Herr H. (S. 146): „Der von Herrn v. Sch. angeführte „Kluge“ und andere „richtige Berliner“ waren leider zu dumm, als dass sie das alleinheimische Wort „vermoost“ verstanden hätten. Statt sich Mühe zu geben, demselben auf den Grund zu kommen, fremdhudelten sie dasselbe“ u. s. w. Herr H. fällt also ganz unbegründet dieses Urteil in Bezug auf das Kluge'sche Werk.

W. v. Schulenburg.

## Dresdener Erinnerungen an Brandenburg-Preussen.

Von Ernst Friedel.

[1. Mineralogisch-Geologisches und Prähistorisches Museum (Rixdorfer Knochenfunde, Windschliffsteine). — 2. Preusker'sche Sammlung (Lausitzer Urnenfelder). — 3. Albrecht Dürer's Proportionen des menschlichen Körpers. — 4. Lukas Kranach (Markgraf Georg v. Brandenburg); Louis de Silvestre (August II. und Friedrich Wilhelm I.), freundliche Beziehungen zwischen Sachsen und Preussen. — 5. Die Dragoner-Vasen. — 6. Bernstein-Arbeiten. — 7—9. Böttger und das Böttger-Porzellan. — 10. Berliner Porzellan. — 11. Die Brandenburgische Antiken-Sammlung. — 12. Antoine Pesne und Adolf Menzel. — 13. Körner-Museum. — 14. Besuch der Kirchhöfe.]

Bei einem längern Aufenthalt, den ich kürzlich in der sächsischen Hauptstadt nahm, habe ich mir die nachfolgenden heimatkundlichen Beziehungen vermerkt, welche sich in den berühmten Dresdener Museen vorfinden.

1. Das Mineralogisch-Geologische und Prähistorische Museum des Zwingers enthält in dem zuerst genannten Abschnitte einige Fossilreste aus der Provinz Brandenburg; z. B. starkgerollte Geweihreste des Rentiers aus den bekannten knochenführenden Diluvialschichten von Rixdorf, ferner aus der Niederlausitz mehrere Exemplare der von Professor Dr. Berendt Dreikanter, von mir Facettensteine genannten Diluvialgeschiebe, welche der erstgenannte Landesgeologe früher als in Gletscherbäcker eigentümlich abgerieben erklärte, während die richtigere Erklärung dahin geht, dass die oft scharfkantig geschliffenen Flächen durch das konstante Spiel des Flugsandes entstanden seien.\*) Die in der Dresdener Sammlung vorhandenen Exemplare aus der Provinz stammen von der Golssener Gegend im Kreis Luckau, sind gelblich- oder rötlich-fleischfarben und mit fast scharfschneidigen Kanten ausgebildet. Die niederlausitzer Braunkohlengenden (Senftenberg, Calau, auch der Fläming bei Belzig) sind berühmte Fundstätten dieser wohl meist, aber nicht immer dem oberen sandig-kiesigen Diluvium angehörigen eigentümlichen Geschiebe, welche die Engländer auf Neuseeland und in der Kapkolonie, woselbst dergleichen Gesteine häufig sind, sehr bezeichnend wind-worn-stones genannt haben. Das Material der typischen Facettensteine

\*) Vergl. E. Friedel: Einteilungsplan der Sammlungen für allgemeine Geologie, Berlin 1893, S. 13.

ist quarzitischen Ursprungs und in seinem Alter dem Braunkohlen-Tertiär nahestehend. Hiermit stimmt es, wenn ich auf Sylt, namentlich nahe dem an der Westküste belegenen Roten Kliff derartige, zum Teil aus reinem milchigen Quarz bestehende Facettensteine gefunden habe, welche in nächster Beziehung zu dem auf jener Insel zu Tage tretenden Miocän stehen. Die Berendt'sche Bezeichnung Dreikanter ist unzweckmässig, weil irreführend, denn die Windschliffsteine, wie ich sie in der dynamischen Geologie allgemein zu benennen vorschlage, kommen auch als Vierkanter, Fünfkanter u. s. f. bis als ungezählte Vielkanter vor.\*) Oft sind durch den Flugsand und Wind keine Kanten geschliffen, sondern taschenförmige Aushöhlung durch ihn ausgeblasen, nicht selten sind diese Geschiebe drehrund, vom Winde allmähig gewälzt und vom Sand dabei zugeschliffen worden, sie haben dann oft zigarrenförmige oder gurkenförmige Gestalt und werden von den Leuten im zauch-belziger Kreise geradezu Gurkensteine genannt. Sie werden zu wirtschaftlichen Zwecken, zum Mangeln und Reiben, zum Beschweren des Sauerkohls und der eingemachten Gurken und in ähnlicher Weise von jeher gebraucht. Weil man sie auch auf vorgeschichtlichen Brandgräberfeldern und Wohnstätten\*\*) gefunden hat, sind sie seit reichlich 200 Jahren im Besitz von Altertumssammlern und werden von diesen oft mit Hartnäckigkeit für Kunsterzeugnisse gehalten. So liessen sich die gebildeten Erben eines vor etwa 15 Jahren in Brandenburg a. H. verstorbenen Architekten, der auf seinen Dienstreisen eine Menge zum Teil bis 10 kg schwere Gurken- und Cigarrensteine zusammengebracht hatte, nicht ausreden, dass dies wertvolle vorgeschichtliche Altertümer seien und forderten dementsprechende Preise dafür, die ihnen selbstredend nicht zugestanden werden konnten.

Die richtige Würdigung und Erkenntnis dieser Windschliffsteine ist nicht allein bei den Altertümern, sondern auch bei manchen geologischen Sammlern, weil fast nur die auffälligen, markanten Kanter aus hartem Sandstein oder Quarzit in den Verkehr kommen, noch immer eine bedauerlich geringe. Der Wind schleift jeden Stein mit Hülfe von Sand ab, nur fällt der Schliff je nach der mechanischen, mineralogischen und chemischen Zusammensetzung des Steins und des schleifenden Sandes verschieden aus. Granite, Gneisse, Diorite, Gabbro u. s. f. werden ebenfalls heftig in Angriff genommen, die harten Quarzteilchen, Feldspathkrystalle, Granaten u. s. f., z. B. im Granit, widerstehen aber viel länger als die weichen Teile und so bekommen dergleichen Geschiebe und Felsen ein seltsam ausgefressenes Ansehen, was man gewöhnlich auf Rechnung der Auswitterung schreibt, während man bei genauerer Betrachtung den eigentümlichen Schliff des Sandgebläses gleichmässig über die stehengebliebenen Hervorragungen verbreitet findet.

Die Sammler meinen auch nicht selten, dass diese Windschliffsteine eine Eigentümlichkeit gewisser Schichten des Diluviums seien und bringen

\*) Vergl. die von sehr verschiedenen Fundorten herrührenden zahlreichen Belagstücke im Märkischen Provinzial-Museum.

\*\*) Insbesondere in den um das 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. zu datirenden ostgermanischen Brandgräberfeldern.

sie gern, in Anlehnung an die Nehring'sche Steppenperiode, mit urzeitlichen Wüstenformationen in Verbindung. Die Windschliffe werden aber, wie mich wiederholte Beobachtungen in den Dünen von Sylt und an den nordafrikanischen Küsten belehrt haben, noch jetzt an geeigneten Stellen überall erzeugt. Jedes unserer grossen Exerzierfelder, die aus steinreichem Sand bestehen, z. B. in der Umgebung Berlins, Charlottenburgs und Spandaus, zeigen, wie der Flugsand noch jetzt die Steine bereibt und schleift. Die eigentümliche, blanke Glätte und wachsartige Politur vieler der zu Hunderttausenden herumliegenden Feuersteine ist nicht in den Diluvialströmen erzeugt (das Wasser schleift matt, aber nicht blank), sondern durch den Sandflug. Ja ein grosser Teil des feinen, staubartigen Sandes auf diesen Flächen ist erst in alluvialer Zeit entstanden und als das durch die Windkraft erzeugte Abreibsel anzusprechen. Die frei herumliegenden Diluvialgeschiebe und Diluvialgerölle werden solchergestalt an dergleichen geeigneten Örtlichkeiten beständig verkleinert und schliesslich geradezu aufgerieben. Die Wichtigkeit dieses Faktors bei der Bildung unserer neueren Erdschichten scheint mir bisher noch nicht hinlänglich gewürdigt zu sein.\*)

Der Direktor Geheimer Hofrat Professor Dr. Geinitz bemerkt bei diesen Windschliffsteinen, dass sie dem Urmenschen als Vorbilder für seine Werkzeuge und Waffen gedient haben könnten, eine Unterstellung, die insofern nicht abzuweisen ist, als in der That manche der z. B. im Somme- und Seine-Kies, in England und Belgien gefundenen palaeolithischen Feuersteingeräte mit gewissen zungenförmigen und keilspitzigen Windschliffsteinen Ähnlichkeit besitzen. Diese Steinbildungen würde der Urmensch zuerst benutzt, denn nachgeahmt und verbessert haben.

2. Die Urnenfelder unserer Niederlausitz sind im Prähistorischen Museum und zwar bereits in der den Kern desselben bildenden **Preusker-schen Sammlung** vertreten, die bekannten ostgermanischen Brandgräbertypen, die sich durch Formenreichtum und kunstgefällige, sichere Herstellung von Urnen und Beigefässen auszeichnen. Zum Teil mögen sie dem Boden schon enthoben worden sein, als diese Landesteile noch kursächsisch waren.

3. Von der Prähistorie zur Anthropologie überspringend, möchte ich in Anlehnung an meinen Vortrag über das von unserem Mitglied, Bildhauer Schütz, gefertigte, auf der Weltausstellung zu Chicago ausgestellt gewesene Modell eines Normalmenschen und über Albrecht Dürer's Bestrebungen zur Herstellung eines Kanons der menschlichen Figur (vergl. Jahrgang I des Monatsblatts, S. 186) darauf hinweisen, dass sich in der im Japanischen Palais aufgestellten Königlichen öffentlichen Bibliothek **Albrecht Dürer's** eigenhändige Handschrift seiner **Abhandlung von den Proportionen des menschlichen Körpers** aus dem Jahre 1523 mit vielen Federzeichnungen des unsterblichen gelehrten Künstlers befindet.

4. Ungefähr derselben Zeit gehört ein Bild der Königlichen Gemäldegalerie an, von der Meisterhand **Lukas Cranach des Älteren** (geb. 1472,

\*) Auch die frei herumliegenden Steinaltertümer, Beile, Äxte, Hacken, Schaber, Pfeilspitzen etc. leiden selbstverständlich unter dem Sandflug; ich habe welche gefunden, die durch den Windschliff geradezu deformiert waren.

gest. zu Weimar 1553), Markgraf Georg von Brandenburg darstellend. In derselben Sammlung befindet sich, von **Louis de Silvestre** gemalt, ein Doppelbild des Königs August II. von Polen und des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preussen. Es erinnert dies an die freundschaftlichen Beziehungen, die unter dem prachtliebenden Kurfürsten August dem Starken (1694—1733, seit 1697 zugleich König von Polen) zwischen dem sächsischen und preussischen Hof herrschten und unter seinem Nachfolger, Kurfürst Friedrich August (1733—1763), in das gerade Gegenteil umschlagen sollten. Die Freundschaft war so gross, dass, als der Kurfürst und König von Polen 1728 mit dem Kurprinzen und grossem Gefolge nach Berlin kam, auch gelegentlich einer Jagd in der Jungfernhaide auf das Wohl Königs Friedrich Wilhelm's I. trank und dem Kurprinzen beständige Freundschaft mit Preussen ausdrücklich anempfahl, der preussische Monarch die Errichtung eines dieses Ereignis feiernden Denkmals anordnete.\*)

5. Der Gegensatz zwischen dem Denken und Fühlen der erwähnten zwei Monarchen tritt in ihren Beziehungen zur Kunst deutlich hervor. Zeugnis dessen: die berühmten brandenburgischen **Dragoner-Vasen**, welche in der Porzellan- und Gefäss-Sammlung des Museum Johanneum aufgestellt sind. In der Mitte des Hauptsaa's im ersten Flügel stehen auf besonderen Untersätzen die fast manneshohen chinesischen Vasen, welche aus der Zeit König Friedrich's I. herrührend,\*\*) von dessen Nachfolger an August den Starken gegen ein Regiment Dragoner ausgetauscht wurden.

6. Ein anderes Andenken an den preussischen Soldatenkönig befindet sich in der bekannten, das Grüne Gewölbe genannten Königlichen Schatzkammer; es ist ein mit den verschiedensten Arten von **ostpreussischem Bernstein** belegter Schrank, den der König seinem sächsischen Amtsbruder zum Geschenk gemacht hat. Dergleichen Bernsteinarbeiten waren eine Eigentümlichkeit Ostpreussens, sie treten seit dem Grossen Kurfürsten, hauptsächlich seit dem pracht- und kunstliebenden ersten preussischen Könige in den fürstlichen Schlössern und Kunstkammern auf und sind meist zu Königsberg i. O., zum Teil auch in Berlin gefertigt. Gegenwärtig gehören dergleichen grössere alte Arbeiten aus Bernstein, als Schränkchen, Tische, Körbe, Häuschen, Tempel, Stillleben u. dergl. zu den Seltenheiten, da die verhältnissmässig wenigen grossen Bernstein-Arbeiten aus jener Zeit in festem Besitz von Fürsten und Museen sind. Sonderbarer und bedauerlicher Weise wird nichts bedeutendes Neues in Bernstein mehr gefertigt, woran nur die Modelaune Schuld trägt. Zu beachten ist, dass diese Bernstein-Arbeiten im Laufe der vielen Jahrzehnte bedeutend nachgedunkelt und manche Platten undurch-

\*) Vergl. Zeitschrift „Der Bär“, Bd. 4, 1878, S. 129.

\*\*\*) Unter dem Grossen Kurfürsten, der durch seinen Aufenthalt im Haag von den holländischen Liebhabereien und den von den Nippon-Fahrern mitgebrachten keramischen Schätzen Geschmack gewonnen, wurde vorzugsweise japanisches Porzellan, unter König Friedrich I. mehr chinesisches Porzellan gesammelt. Letzterer Monarch liess u. A. das berühmte Geschirr für seine Tafel fertigen, welches mit dem es befördernden Schiffe beim Texel unterging. Vor einigen Jahren hat man durch Taucher diese chinesischen Tafelgeschirre wieder gehoben und einen grossen Teil dem Hohenzollern-Museum einverleibt.

sichtig geworden sind. Nur für den Orient und für Muselmänner werden grosse und theure Bernstein-Arbeiten noch auf Bestellung angefertigt.

7. Dieser wie gesagt leider veralteten Liebhaberei schliesse ich das **Böttger-Porzellan** an, zu dessen Erfinder Preussen und Kursachsen gemeinschaftliche Beziehungen haben. Johann Friedrich Böttger (1682 zu Schleiz geb.) lernte als Lehrling in der Zornschen Apotheke zu Berlin, beschäftigte sich mit Chemie mit der der Alchymie eigenen phantastischen Richtung, verpulverte seinem Lehrherrn viel kostbares Material, entfernte sich deshalb 1699, wurde dann 1700 wieder in Gnaden aufgenommen, floh aber 1701, nachdem er erfahren, dass man ihn als Adepten internieren wolle, nach Wittenberg. Seine Auslieferung wurde von Sachsen verweigert und Böttger verbrachte nun in Dresden mehrere Jahre mit unnützem Experimentieren, bis der Graf von Tschirnhausen, der bereits ein farbiges Porzellan fabrizierte, dessen Erzeugnisse sehr selten geworden sind, auf die Idee kam, Böttger für nützliche keramische Zwecke zu verwenden. Endlich glückte dem Böttger das „braune Gut“ 1705, dann das „schwarze“, dann das „graue“, endlich 1709 das „weisse Gut“, das eigentliche Porzellan, welches keines künstlichen Schliffs, wie die vorerwähnten farbigen Hartbrände, bedarf. Bereits in diesem Jahre wurde etwas weisses Porzellan von Böttger's Fabrikation auf die Leipziger Messe geliefert.

In Berlin suchte man mit Böttger die Fäden wieder anzuknüpfen und es scheint, als wenn derselbe sich durch Briefe über das Porzellan-Geheimnis arg blosgestellt habe. Er wurde deshalb als Staatsgefangener eingezogen und in Dresden bis zu seinem Tode 1719 in Haft gehalten.

8. Im Verbindungsgange der K. Porzellan- und Gefässsammlung, im II. Stockwerk des Museum Johanneum, findet sich eine kostbare Folge der keramischen Frühversuche Böttger's. In Berlin besitzen wir kostbare Proben der Böttger-Keramik vor allem im Kunstgewerbe-Museum, dann im Märkischen Provinzial-Museum, einige auch im Hohenzollern-Museum und im Berg- und Hütten-Museum der Geologischen Landesanstalt.

9. In der Dr. Spitznerschen Sammlung altmeissener Porzellans, 1400 Stück umfassend, im II. Flügel des erwähnten Dresdener Museums, ist eine gelbe Tasse mit Böttger's Bildnis, ein hochseltenes Stück, sowie ein Teller von ihm, mit dem ältesten, japanischen Vorbildern entlehnten, jetzt wieder hervorgesuchten und beliebten Zwiebelmuster. Hierbei möchte ich bemerken, wie es nicht unwahrscheinlich ist, dass die Japaner dies Muster erst von den Holländern überkommen haben, welche damals auf der japanischen Insel Desima hausten, als die einzigen Europäer, denen ein, übrigens recht beschränkter Verkehr mit dem Inselreich des Mikado gestattet war. Wenigstens herrschte zur Zeit, als die Niederländer den alleinigen Verkehr mit Japan vermittelten, in den Niederlanden die bekannte leidenschaftliche Verehrung und Kultur der Zwiebelgewächse (Tulpen, Hyacinthen, Tazetten, Amaryllis, Krokus, Scilla u. dgl.).

10. Unter der Sammlung **berlinischen Porzellans**, in dem eben erwähnten Flügel, befindet sich eine mit Recht berühmte Büste der Königin

Elisabeth von Preussen, Gemahlin Friedrich Wilhelms IV., aus Bisquit-Porzellan, ein Geschenk dieses Königs.

11. Unter den Skulpturensammlungen im Albertinum, speziell in der Antikensammlung befindet sich die sogenannte **Brandenburgische Sammlung**, welche König August II., als er das Antiken-Kabinet begründete, von Friedrich Wilhelm I. von Preussen in den Jahren 1723 bis 1726 erwarb. Dieser Verlust mag verschmerzt werden, weil es sich vom heutigen Standpunkt der Kunstforschung aus meist um minderwertige Arbeiten der römischen Kaiserzeit handelt.

12. An die unter Nr. 4 erwähnten K. Gemäldegalerien anknüpfend, sei auf ein Selbstbildnis **Antoine Pesne's** aufmerksam gemacht, das von hoher Schönheit ist. Anton Pesne ward im Jahre 1683 zu Paris geboren, lernte die Malerei bei seinem Vater, einem Bildnismaler, und bei seiner Mutter Bruder, dem Geschichtsmaler La Fosse. Er ging nach Italien, wo er 1707 in Venedig den Freiherrn von Knyphausen malte, der nach seiner Zurückkunft das Bild dem König Friedrich I. zeigte, wonächst er 1711 an Augustin Terwesten's Stelle, mit 1200 Thl. Gehalt, als Hofmaler nach Berlin berufen wurde. Unter Friedrich Wilhelm's I. Regierung beschäftigte er sich meist mit Bildnissen, reiste auch nach England. Unter der Regierung Friedrich's des Grossen malte er verschiedene Deckenstücke in Potsdam und Charlottenburg, desgleichen verschiedene Geschichtsbilder. Auf Befehl des Königs fing er ein grosses Stück, den Raub der Helena, an, welches, da er es nach seinem Tode 1757 unvollendet hinterliess, von Bernhard Rode vollendet wurde. Pesne hat viel Schüler gehabt; man zählt an 46.\*)

Unter den modernen Malern sei unser grosser **Adolf Menzel** (geb. zu Breslau, am 8. Dezember 1815, seit 1830 in Berlin) erwähnt, von welchem ein kleines Bild, Predigt in der Klosterkirche zu Berlin, vorhanden ist, leider ist es in der verschwommenen Manier gemalt (im absoluten Gegensatz zu Meissonier und der Feinmalerschule), wonach man statt der Gesichter eigentlich undeutliche Farbenklexe sieht, sodass das Bild mehr den Eindruck einer unfertigen Skizze macht.

13. Das **Körner-Museum** in der Neustadt, Körner Str. 7 (ehemals Kohlmarkt Nr. 14), in einem stattlichen Patrizierhaus, worin unser Sänger und Held am 23. September 1791 als Sohn des Oberappellations-Gerichtsrats Christian Gottfried Körner geboren wurde und in welchem Schiller, Goethe, Mozart, Heinrich von Kleist und andere grosse Geister verkehrten, enthält viele auf Preussen, Brandenburg und Berlin bezügliche Erinnerungen, verdient aber eine ausführlichere Schilderung, als ich sie hier in einer Reise-skizze zu geben in der Lage bin. Der Begründer des Museums, Hofrat Dr. phil. Emil W. Peschel, welcher sich selbst durch diese Stiftung ein für

\*) Vgl. Friedrich Nicolai: Nachrichten von den Baumeistern, Bildhauern, Kupferstechern, Malern, Stukkaturern und anderen Künstlern, welche vom dreyzehnten Jahrhundert bis jetzt in und um Berlin sich aufgehalten haben und deren Kunstwerke zum Teil daselbst noch vorhanden sind. Berlin 1786. S. 101. Das berühmte Bildnis Friedrichs des Grossen von A. Pesne's Meisterhand, im Berliner K. Museum erwähnt der gelehrte Buchhändler nicht

alle Zeit unvergängliches Denkmal errichtet hat, hatte die Güte, mich zu führen und auf die hauptsächlichsten Schätze der Sammlung aufmerksam zu machen, welche er 1862 angelegt hat. Seit 1875 dem Publikum geöffnet, ging das Körner-Museum, für welches Peschel persönlich die grössten Opfer gebracht hat und noch jetzt unermüdlich thätig ist, im Jahre 1886 in den Besitz der Stadt Dresden über. Der ursprüngliche Katalog ist veraltet und vergriffen, ich benutze die Gelegenheit, um an Emil Peschel die dringende Bitte zu richten, einen kurzen Führer für das grosse Publikum zu schreiben, welches ein solches Büchlein zum Vorteil des Museums gern kaufen und als ein wertres Andenken mit sich fortnehmen würde.

Neben der Person Theodor Körner's und seiner Verwandtschaft ist eine besondere, grosse und lehrreiche Abteilung den Befreiungskriegen von 1813, 1814 und 1815 gewidmet, die niemand ohne Bewegung und Befriedigung besichtigen wird.

Es sei mir aber doch vergönnt, der zierlichen Eisenarbeiten aus der ebengenannten Epoche zu erwähnen, welche in der während der Gründerzeit leider eingegangenen Berliner Königlichen Eisen-Manufaktur angefertigt sind, Ringe, Spangen, Armbänder u. dgl., die teils gegen wertvolle Schmucksachen aus Edelmetall umgetauscht, teils für die Pflege der Verwundeten verkauft wurden. Bekannt sind unter diesen eisernen Schmucksachen der eisernen Zeit besonders die Ringe mit der Inschrift „Gold gab ich für Eisen“, zumeist, aber nicht ausschliesslich, gegen goldene Trauringe eingetauscht.

14. Der Tod, der alles beschliesst, mache auch hier das Ende. Auf dem **Inneren Neustädter Friedhof** liegen mehrere Berühmtheiten, die auch zu Berlin Beziehung gehabt haben: der preussische Oberst von Witzleben, als seiner Zeit beliebter Novellist unter dem Schriftstellernamen Tromlitz bekannt, † 1839, die Schriftstellerin Elisa von der Recke, † 1833, August Tiedge († 1841), der Sänger der einst hochgefeierten, jetzt vergessenen Urania, dem ein Felsendenkmal bei der Bastei in der Sächsischen Schweiz von Verehrern gestiftet worden ist, A. G. Eberhard, der Verfasser von „Hannchen und die Küchlein“, geb. zu Belzig 1769, † 1845, der berühmte Kunsthistoriker Freiherr von Rumohr, † 1843.\*) — Auf dem **Ältern Annenkirchhof** an der Chemnitzer Strasse befinden sich die Gräber der grossen Schauspieler Emil Devrient und Bogumil Dawison, welche bei den Berlinern noch jetzt in lebhaftem, wohlverdientem Andenken stehen.

Dresden, den 31. August 1894.

### Zwei Hohenzollernsagen.

Beide Sagen sind meines Wissens noch nicht aufgezeichnet und darum dürfte ihre Mitteilung von Interesse sein. Sie sind mir von Berliner Jungen erzählt worden:

\*) Das Trifolium Elisa von der Recke, Tiedge und August Gottlob Eberhard ist hier auf dem Gottesacker gewissermassen vereinigt. Das letzte grössere 1844 in Berlin erschienene Werk Eberhard's betitelt sich „Blicke auf Tiedge's und Elisa's Leben“.

Warum das Pferd des Grossen Kurfürsten keine Hufeisen hat. „Der Grosse Kurfürst liebte es, unerkant durch die Strassen zu reiten, um überall nach dem Rechten zu sehen. Damit man ihn nun nicht hören sollte, durfte das Pferd keine Hufeisen erhalten, die ihn vorzeitig verraten hätten“.

Warum das Relief am Giebel der Hedwigskirche nicht fertig wurde. „Die Protestanten in Rom wollten sich eine Kirche bauen. Um das zu verhindern, wies man ihnen einen abgelegenen und schlechten Bauplatz an. Als das dem alten Fritz mitgeteilt wurde, erliess er sofort den Befehl, die Hedwigskirche, welche damals gerade im Bau war, nicht vollenden zu lassen, und so ist es gekommen, dass das Relief unvollendet blieb“.

R. M.

**Nachtrag.** Zu S. 114 der Nachwirkung des **Johannes Prätorius** ist noch zu erwähnen, dass in seinem *Anthropodemus Plutonicus* Goethe auch die Quelle für die Ballade „Die Braut von Korinth“ fand. Mindestens gab ihm die Lektüre der dort vorhandenen Darstellung der Sage die letzte Anregung zur dichterischen Gestaltung des ihm lieb gewordenen mystischen Stoffes. Vgl. Goethe-Jahrbuch 9, 229 ff.

O. P.

## Fragekasten.

### Über das Preussische Staatssiegel und seine lateinische Umschrift.

Dr. B. Anfrage: Bedienen sich die Preussischen Staatsbehörden bei Titulaturen, Unterschriften u. dgl. noch jetzt ab und zu der lateinischen Sprache? — Antwort: Ja! Das neueste grosse Preussische Staatssiegel, wie es von den Königlichen Central-Behörden verwendet wird, also z. B. vom K. Oberverwaltungsgericht, hat folgende lateinische Umschrift: „Guilelmus D. G. Rex Borvssorum March. Brandenb. Bvrggr. Nvrenb. Com. de Hohenzollern etc.“ (d. i. Guilelmus Dei Gratia Rex Borussorum, Marchio Brandenburgensis, Burggravius Nurenbergensis, Comes de Hohenzollern, Wilhelm von Gottes Gnaden König der Preussen, Brandenburgischer Markgraf, Nürnbergischer Burggraf, Graf von Hohenzollern). Bekannt ist, dass unser Herrscher bei reinpreussischen Akten seinem deutschgeschriebenen Namen Wilhelm das lateinische R (für Rex), bei reichsdeutschen Akten I (Imperator) und bei gemischten Akten I. R. (Imperator Rex) hinzufügt. Die Wappensinschrift ist, mutatis mutandis, hauptsächlich aus der Regierungszeit Friedrichs des Grossen, reicht aber mit einzelnen Wendungen bis zum Beginn des christlichen Mittelalters bei uns zurück. Dass Brandenburgischer Markgraf und Nürnbergischer Burggraf (nicht Markgraf von Br. und Burggraf von N.) gesagt ist, hat bestimmte staatsrechtliche Gründe, die darin liegen, dass die Markgrafenschaft und die Burggrafenschaft ursprünglich nur eine Würde und ein Amt waren. Dagegen gehört die Grafschaft Hohenzollern seit uralter Zeit dem Geschlecht der H. zu eigen. Befremdend bleibt immer-

hin die Bezeichnung König der Preussen, Rex Borussorum, wenigstens vom Standpunkt der modernen Staatsrechts-Doktrin. Nach der letztern bedeutet die Betonung des geographischen Namens das Königtum von Gottes Gnaden, dagegen die Betonung des Völker-Namens die Volkssouveränität. So nannte sich noch der letzte Bourbon ganz folgerichtig: Charles X, Roi de France, sein orleanistischer, infolge der Juli-Revolution auf den Thron gewählter Nachfolger Louis Philippe: Roi des Français, ähnlich Napoleon III sich Empereur des Français. — Die Wendung Rex Borussorum (noch häufiger Borussorum Rex), neben welcher auf Münzen und Medaillen aber auch Borussiae Rex vorkommt, ist um so seltsamer, als es seit Jahrhunderten ein eigentliches Volk der Preussen (Pruzzi), ethnologisch betrachtet, nicht mehr giebt, auch die Belehnung nicht mit dem Volk, sondern dem Herzogtum Preussen erfolgt ist. Diese Wendung entspricht aber ganz wohl den im 18. Jahrhundert, namentlich durch Montesquieu im *Esprit des Lois* und von J. J. Rousseau im *Contrat Social* vertretenen staatsphilosophischen Vorstellungen. Einigermassen wett gemacht wird allerdings die nach der Volkssouveränität schmeckende Wendung Rex Borussorum durch die Eingangsformel *Dei Gratia*. E. Fr.

Büsching erwähnt in seiner „Reise nach Re Kahn“ (S. 51) eine Holznachbildung der Marienkirche auf dem Harlungerberg bei Brandenburg, die von letzterer Stadt nach der Berliner Kunstammer gekommen sein sollte, und die er später dortselbst vergeblich gesucht hat. Ist etwas über den Verbleib bekannt? R. M.

Zum „Parchent“ in Luckau. (*Brandenburgia* 1894, 148). Zu „Parchent“ bietet zwar keine Erklärung, aber eine Art von Seitenstück der „Parcham“ des Marienburger Ordensschlosses (Steinbrecht, *Schloss Marienburg*, S. 17) „eine breite dem Hochmeisterschloss angebaute Terrasse“. Die Herleitung Dr. Hammer's wird wohl richtig sein; bei dem aus Palästina eingewanderten Orden erscheint ein arabisches Wort („Karwan“ i. c.) ganz erklärlich.

Berlin, 21. Oktober 1894.

Prof. Dr. Paul Ascherson.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Beraburgerstrasse 14.